

Was lieben wir am Risiko?



Bild: Keystone

Risiken gehören zum Leben. Wie wir mit dieser Tatsache umgehen, ist sehr unterschiedlich. Während die einen an den täglichen Katastrophenberichten erkranken, ist für andere riskantes Handeln eine Quelle der Lust. Sie suchen den Nervenkitzel im Glücksspiel oder loten beim Motorradfahren die physischen Grenzen aus. Im Erleben des vermeintlich kalkulierbaren Risikos finden sie körperliche Erregung und die Erfahrung der eigenen Kompetenz.

VON FRANÇOIS STOLL

Die Zeitung «24 heures» berichtete am 10. August 2000 unter dem ganzseitigen Titel «34 catastrophes à choix» über die Arbeit einer Schweizer Kommission, die von 1992 bis 1999 vierund-

Dr. François Stoll ist ordentlicher Professor für angewandte Psychologie an der Universität Zürich.

dreissig Katastrophenszenarien erarbeitet hat. Bei der Lektüre dieses Zeitungsberichtes – er führt einen thematisch von Erdbeben über das Ozonloch, biologische und chemische Verseuchungen bis zu politischem Extremismus und regionalen militärischen Konflikten – läuft es uns kalt den Rücken hinunter. Über die Medien werden wir ja auch tagtäglich daran erinnert, dass solche Katastrophen nicht nur erfundene Szenarien, sondern brutale Tatsachen sind.

Last und Lust

Es gibt Menschen, die an dieser Katastrophenstimmung erkranken. Sie sind wie gelähmt durch die zum Teil nicht wahrnehmbaren und kaum berechenbaren Gefahren. Sie rutschen in einen depressiven Immobilismus oder fliehen in Krankheit oder Sucht. Andere kennen diese Probleme nicht. Sie haben eine ganze Palette von Kontroll- und Abwehrstrategien

Risikolust: Das flüchtige Prickeln zwischen Einsatz und Spielende motiviert viele Menschen zum Glücksspiel.

entwickelt, die sie vor jeder Art von Weltuntergangsstimmung schützen. «Es gibt ja Versicherungen und der Staat oder die Staatengemeinschaft werden schon dafür sorgen, dass wir nicht direkt betroffen sind», mögen sie sich sagen. Wissenschaftler sollen ihrer Ansicht nach die Phänomene erforschen, die Verbreitungsmechanismen beschreiben, Risikofaktoren nennen und berechnen. Das beruhigt – auch wenn eine Wahrscheinlichkeit von einem Prozent nichts darüber aussagt, ob das gefährliche Ereignis schon morgen oder erst in 50 Jahren eintreffen wird. Auch die weitverbreitete Idee, dass Tüchtigkeit vor Unglück schützt, kann als nützliches Abwehrprinzip verstanden werden. Gedanken wie «ich nicht», «die anderen eher» oder «die sind ja selber schuld» können zu völlig irrationalen, aber

dennoch befreienden Schlussfolgerungen führen.

Bis jetzt war von kollektiven Risiken die Rede. Der Alltag birgt natürlich auch individuelle Risiken. Risiken, verstanden als Möglichkeiten etwas Schlechtes zu erleben, oft kombiniert mit der Hoffnung etwas zu gewinnen, wenn man heil davon kommt. Das individuelle Risiko wird sowohl als Last als auch als Lust erlebt. Immer wieder sind wir gezwungen, Entscheidungen zu treffen, ohne die ausgelösten Mechanismen und beteiligten Einflussgrößen zu kennen. Wir entscheiden uns für eine Vorgehensweise, eine Partnerschaft, eine Reise, deren Ausgang unsicher ist. Solche Risiken gehören zum Leben. Nicht selten können wir uns vor einem allzu negativen Ausgang retten. Wir erhalten meistens eine neue Chance – Schicksalsschläge, die später nicht als Chance umgedeutet werden können, sind relativ selten.

Trotz der Verbreitung der beschriebenen Situationen ist die Risikolust vieler Mitmenschen noch lange nicht befriedigt. Auch die Möglichkeiten beim Lesen, im Kino, im Theater oder im Spiel geschütztes Risiko zu erleben, genügen ihnen nicht. Sie brauchen mehr. Für risikofreudige Persönlichkeiten (so genannte «sensation seekers») braucht es die ganz konkrete physische Gefahr oder den finanziellen Einsatz, damit ihrer Risikofreudigkeit entsprochen wird.

Was macht denn diese Risiken so attraktiv? Im Folgenden sollen Aspekte des Geldspiels (finanzielle Risiken gehen ziemlich alle Schichten und Altersgruppen ein) und des Motorradfahrens (physisch-sportliche Risiken interessieren eher die junge, männliche Bevölkerung) diskutiert werden.

Gefährliche Geldspiele

Für die Mehrzahl der Spieler haben Geldspiele bloss einen Wert als Erholung und als soziales Ereignis. Geldspiele werden aber gefährlich, wenn die Lust zum

Zwang wird. Mancher Spieler und manche Spielerin haben damit schon Freunde und Familie ins Unglück gestossen.

Geldspiele basieren auf der Sequenz Einsatz–Zufallsereignis–Gewinn beziehungsweise Verlust. Auf das Ereignis hat der Spieler keinen oder nur einen fantasierten Einfluss. Solche Spiele findet man auf allen Kontinenten, in praktisch allen Kulturen. Sie werden vom Staat gefördert, wenn er selber daran verdienen kann, aber oft auch verboten, wenn das grosse Geld in «falsche Hände» zu fallen droht.

Wenn der Spieler sich seinem Spielbedürfnis unterworfen fühlt, wenn er immer öfters mit immer höheren Einsätzen spielen muss und dabei andere Aufgaben beruflicher, sozialer oder familiärer Art zu vernachlässigen beginnt, dann ist es angebracht von Spielsucht zu sprechen. Spielsucht führt zur sozialen Isolation, im schlimmsten Fall sogar bis zum Selbstmord.

Spiele überschätzen sich

Nicht alle Geldspieler sind in Gefahr spielsüchtig zu werden. Es gibt Spieler, die ihre Einsätze sehr gut kontrollieren und deren Spielverhalten weniger durch Verluste oder Gewinne dafür umso mehr durch das soziale Ambiente des Casinos oder das flüchtige Prickeln zwischen Einsatz und Spielende bestimmt ist. Kleine Lottospieler wie auch Kasinospieler mit grossen Einsätzen glauben aber, den Zufall durch Strategien und Vorwissen bezwingen zu können. Sie glauben gleichzeitig an ihre eigene Kompetenz und an ihre «Glücksfee» – sie sehen darin keinen Widerspruch.

Auf diesem Hintergrund ist es berechtigt zu fragen, ob es eine Spielerpersönlichkeit gibt oder ob es so etwas wie «Einstiegsdrogen» oder Einstiegssituationen gibt?

Persönlichkeitsuntersuchungen beschreiben den männlichen Spielsüchtigen als antisozial, narzisstisch, zwangsneurotisch, ag-

gressiv und «an Wunder glaubend», die weibliche Spielsüchtige als abhängig, unterwürfig und passiv-aggressiv. Beide überschätzen ihre Kontrollmacht, ihre Kompetenz. Sie scheinen zu glauben, Zufallsereignisse erraten oder beeinflussen zu können. Spielsüchtige hatten oft das «Pech», recht früh in ihrer Spielerkarriere grosse Gewinne zu erzielen.

Faszination Motorrad

Motorradfahren ist gefährlich. Verglichen mit dem Autofahren wird das Verletzungs- und Tötungsrisiko pro Kilometer etwa vierzigmal grösser geschätzt. Zudem ist das Motorradfahren unbequemer und im Fall schwerer Maschinen teurer als das Autofahren. Was finden also 700 000 Motorradfahrer in der Schweiz daran so attraktiv? Welche Gemeinsamkeiten, aber auch Unterschiede gibt es zwischen Motorradfahrern und Glücksspielern?

Motorradfahrer wurden schriftlich und mündlich danach befragt, was diese Tätigkeit für sie so faszinierend macht. Am häufigsten wurden fahrdynamische Anreize wie das Erleben von Schnelligkeit, die Beschleunigung und der Geschwindigkeitsrausch genannt. Diese körperlichen, sensorischen Empfindungen sind recht eng miteinander verbunden. Man findet sie auch in vielen anderen Sportarten wie dem Skifahren – insbesondere dem Carven – und verschiedenen Formen des Surfens und Skatens.

Weiter erwähnen die Befragten zwei Eigenschaften des Motorradfahrens, die sich unterscheiden, aber dennoch erlebnismässig eng miteinander verknüpft sind: eine Kompetenzkomponente einerseits und den Nervenkitzel andererseits. Letzterer wirkt ja wie beim Geldspiel nicht abschreckend, sondern anziehend. Nervenkitzel ist bei Jugendlichen eine verbreitete Zusatzmotivation – denken wir beispielsweise an Graffiti-Maler, die befürchten,

ertappt zu werden oder an Fans, die an einer Sportveranstaltung mit einer Schlägerei rechnen müssen.

Bei Motorradfahrern scheint die Herausforderung der physikalischen Gesetze wichtiger als die Verkehrsregeln, die viele von ihnen nur mit einer gewissen Verachtung zur Kenntnis nehmen. Natürlich gibt es auch noch weitere Anreize, aber die Dreierkombination Fahrdynamik (1), intensiviert durch die erregende Wahrnehmung einer Bedrohung (2), die durch die eigene Kompetenz (3) beherrschbar erscheint, findet sich im Motorradfahren wie in vielen anderen riskanten Sportarten. Auf der Achterbahn fehlt die dritte Komponente. Beim Motorradfahren dagegen sind die Verschmelzung von Körper und Maschine und der optimale Einsatz von Geschwindigkeit und Schräglage zentrale Elemente dieser Kompetenz.

Erotisierende Panik

An dieser Dreierkombination sind Kompetenzerleben (in der Motivationsforschung) und erregendes Risiko (in der Persönlichkeitsforschung zum Thema Risikofreudigkeit) schon lange identifiziert und erforscht worden. Weniger erforscht ist die Stimulanz ungewöhnlicher Körperbewegungen. Das Stürzen, Springen, Schweben sowie rapide Rotation, Gleiten und Beschleunigung gibt es in vielen modernen technischen Sportarten. All diese Bewegungen erzeugen eine Art Rausch, eine erotisierende Panik, die zur Wiederholung einlädt. Einige Autoren sehen in der Attraktivität ungewohnter Bewegungszustände ein allgemeines Prinzip der Ausweitung unseres Lebensbereiches. Danach sind viele Menschen darauf aus, ihren Erlebnisraum ständig weiter auszudehnen. Schräglagen, Sprünge, Rotationen sind lustvoll, solange die Kontrolle eine aufkommende Panik beherrscht.

Neben der isolierten Betrachtung der drei Anreizkomponenten lässt sich zwischen Kompetenz-



Bild: Ringier

erleben und Bedrohungserlebnis noch eine Wechselbeziehung rekonstruieren. So betont Falko Rheinberg in einer Studie über die «Freude an riskantem Sport und anderen «unvernünftigen» Motivationen»: «Erst bei hinreichender Kompetenz stellt sich Kontrollwahrnehmung ein, die solche Erregung genussfähig macht.» Ohne Kontrollwahrnehmung kommt es zu Panik, Angst oder Flucht. Die reale Bedrohung unterstreicht die Kompetenz des Erfolgreichen: In solchen Situationen ist es lebenswichtig, genug Fähigkeiten zu besitzen – andere Berufs- oder Freizeitaktivitäten kommen einem dann plötzlich belanglos vor. So gesehen, erscheint auch die Vorliebe für riskante, kompetenzabhängige Tätigkeiten verständlich: Ungewöhnliche Bewegungszustände sorgen für eine Erregungssteigerung und die eigene intensiv erlebte Kompetenz sorgt dafür, dass es nicht zu einem fatalen Ende kommt.

Haben wir nun Gemeinsamkeiten zwischen Geldspielern und

Motorradfahrer suchen das Gleichgewicht zwischen dem Nervenkitzel und einer intensiv wahrgenommenen Kompetenzerfahrung.

Motorradfahrern gefunden? Was lieben Menschen also am Risiko? Eine mögliche Antwort lautet: das mentale oder physische Kribbeln, die erlebte oder die fantasierte Kompetenz und die Möglichkeit, eigene Grenzen (oder auch Grenzen des Alltags) zu durchbrechen.

LITERATUR

- Hélène Joffe: Risk and «the Other», Cambridge 1999
- Falko Rheinberg: Flow-Erleben – Freude an riskantem Sport und andere «unvernünftige» Motivationen. In: Julius Kuhl und Heinz Heckhausen (Hg.): Motivation, Volition und Handlung, Göttingen 1996
- Michael B. Walker: The psychology of gambling, Oxford 1995